

"Die bunte Kuh"

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„DIE BUNTE KUH“

Der Name „Bunte Kuh“¹⁾ weist auf Nietzsche. Man kennt die Stelle aus dem „Zarathustra“. Die bunte Kuh ist Berlin. Presber sagt: „Berlin ist eine lockende Riesenlaterne, in die die Motten fliegen, eine Kuh, die sie alle melken möchten, jeder auf seine Weise — der eine ganz öffentlich mit plumpen, gierigen Fingern, der andere heimlich in silberne Eimerchen.“ Und so schildert er den Markt, und er findet dort „den Pöbel, den Pöbelärm und lange Pöbelohren“. Er schildert uns die schlaun Händler, die Kälber und Rinder aufs Schlachtgewicht prüfen, die Bildungsschuster, die aus der Haut der bunten Kuh Riemen schneiden wollen, die Gerber und Kürschner, die dem armen Tiere das Fell mit Haut und Haaren am liebsten über die Ohren zögen. Und an einer anderen Stelle sagt unser Autor: „Mir scheint, dass überhaupt mehr die gütigen Menschen als die talentvollen für eine Zeit wichtig sind. Die gütigen Menschen sind es, die einer Zeit das Behagen und die Wärme geben. Gütige Menschen sollte man erziehen und den falschen Größenwahn ducken, treten, totschiagen, wo immer man ihn trifft. Wir können nicht alle unsere Epoche über sich selbst hinausreißen. Können nicht alle auf neuen Wegen laufen und neue Länder entdecken. Und die Kribbler und Krabblers, die den lieben langen Tag so tun, als könnten sie's, sind komisch.“

Die Kribbler und Krabblers, die Presber meint, sind ein Haufe köstlich geschilderter Großstadtliteraten. Und die Melker, Schuster, Gerber und Händler, die alle auf die bunte Kuh spekulieren, sind jene vagen Existenzen mit einer gefährlichen Halbbildung, die sich so lange überheben, bis sie selbst an sich glauben, sind die blöden Betrüger, die auf die Dummheit rechnen, sind die frechen Schwindler, die den Glauben und die Gutgläubigkeit missbrauchen, sind die Irrsinnigen, die frei herumlaufen und das Evangelium predigen, der Irrsinn sei sympathisch, die Verrücktheit sei die moderne Normalität und der Nichtpathologische sei als Mensch oder Künstler seelisch und geistig rückständig.

In seinen mit großem Erfolg aufgenommenen humoristischen Skizzenbüchern, von denen „Leutchen, die ich lieb gewann“, in kurzer Frist 25 Auflagen erlebte, hat Presber einige Reinzuchtexemplare der oben geschilderten Kribbler und Krabblers schon vorweggenommen. Besonders in dem Buche „Die sieben törichten Jungfrauen“, in dem der Autor den Übergang von der humoristischen Skizze zur humoristischen Novelle vollzog, finden wir in einer Novelle das bramabasierende Großstadtgeschmeiß Berliner Literatencafés ergötzlich geschildert. Diese Sorte Menschen, die den naiven Weltstadtankömmling am ersten Tag mit den wildesten Phrasen zu Boden schmettern und Schwache und Harmlose auch wirklich zu entmutigen imstande sind, hat Presber ohne Zweifel ganz aus der Nähe studieren können. Die Lebensähnlichkeit dieser Figuren ist von einer geradezu erschütternden Humoristik.

Berlin erscheint mit den Augen eines Südwestdeutschen gesehen, nicht mit den Augen eines armseligen Sandhasen aus Brandenburg, Ostpreußen, Pommern oder Posemuckel, der am ersten Tag dummbiöd verblüfft vor der Weltstadt steht wie ein Bauernjunge vor dem Kamel, um am zweiten Tag den Berliner zu überberlinern, selbst also als Affe zwischen den Höckern

¹⁾ „Die bunte Kuh“, ein humoristischer Roman von Rudolf Prebser. Concordia Verlagsanstalt. Berlin.

sitzt, nein — wie ein braver, gutherziger, ein wenig philisterhafter, von den Eindrücken ewig beengter Rheinhesse es sieht, so ist Berlin geschildert. Ein kurzsichtiger, sympathischer Mensch, man denkt ihn sich mit Stieläuglein hinter den scharfen Brillengläsern, ein Privat- und Stubengelehrter ist es, der in dem Wirrwarr der Weltstadt alle die lustigen Zufälligkeiten erleben muss, in die Presber ihn stürzt. Die eigentliche Romanhandlung ist klein.

Der Pfarrerssohn Wolfgang, der Schützling jenes eben erwähnten Gelehrten, der als Schriftsteller sich durchbeißt, schließlich Erfolg, Glück und Liebe findet, rückt mit seinen Erlebnissen erst gegen Ende des Buches deutlich in den Mittelpunkt des Geschehens.

Der gutmütige Humor tendiert stets etwas nach der Breite. Knapp gefasster Humor zielt nach dem Witz. Der behagliche Sonnenschein des Humors verschwindet dort, wo der Witz zuckt. Spott, Hohn, Satire, scharfe Ironie verfinstern schnell das Landschaftsbild und die einfache Heiterkeit weicht dem Gewölk, aus dem die scharfen Blitze des Geistes oder der Geistreichigkeiten sich entladen. „Die bunte Kuh“ hat einen behaglichen, behäbigen Schritt. Das erfreulichste an Presbers Roman, in dem alle Arten des Humors spielen, ist die nie verletzend wirkende Gutmütigkeit. Alle seine Personen sind aus ihrem Leben heraus verständlich, sie sind mit Liebe gesehen und gestaltet. Nirgends findet sich Galle in seiner Tinte, nirgends kalter Hohn, eisiger Spott, verletzende Schärfe, obwohl alles mit Deutlichkeit gesagt wird und hingesezt ist. Der Roman hat zweifellos Längen. Presber ist stellenweise wortreich. Er bevorzugt das humoristische Attribut. Probleme werden in diesem Romane nicht gewälzt. Ein bunter Lebensausschnitt voll Geist, Güte, Liebe und Erfahrung. Wen es danach drängt, behaglich sich erheitern zu lassen, wer die Fähigkeit besitzt, in einer Zeit, die mit ganz anderen Organen lacht, mit dem Herzen zu lachen, dem sei Rudolf Presbers humorvolles neues Buch warm empfohlen.

ZÜRICH

CARL FRIEDRICH WIEGAND



KÖNIG OEDIPUS

Dem Zürcher Stadttheater waren jüngst zwei interessante Schauspielabende beschieden: Max Reinhardt, der phantasie reichste und unternehmungslustigste aller deutschen Theaterdirektoren (und zurzeit wohl aller Bühnendirektoren der Kulturwelt) hatte das Ensemble der Schauspieler vom Deutschen Theater in Berlin, mit dem er den König Oedipus einstudiert hat, zu einem zweimaligen Gastspiel nach Zürich entsandt. Er selbst kam nicht mit; aber der stellvertretende Regisseur erwies sich als eine Kraft ersten Ranges, denn er brachte es fertig, die gegen dreihundert jungen Leute, die sich ihm aus der heranwachsenden oder schon der Hochschule teilhaftig gewordenen akademischen Jugend zur Verfügung gestellt hatten, für die Aufgaben des Chors und der Volksmenge so einzudrillen, dass auch nicht die mindeste Störung herauskam.

Für die Manege oder für riesige Musikhallen (wie in München) hat sich Reinhardt den König Oedipus eingerichtet. Die Idee des antiken Theaters schwebte ihm vor: ein Orchesterraum, die Treppe zur Bühne hinauf, der Abschluss der Bühne nach hinten durch eine Fassadendekoration,